

ULRICH MOSER, ZÜRICH

Affektssignal und aggressives Verhalten*

Zwei verbal formulierte Modelle der Aggression

Übersicht: Vorgestellt werden zwei systemtheoretisch formulierte Varianten der psychoanalytischen Theorie der Aggression, die sich von den traditionellen metapsychologischen Konzeptualisierungen vor allem dadurch unterscheiden, daß sie sich ohne weiteres mit allgemeinspsychologischen und neurophysiologischen Aggressionstheorien integrieren lassen.

Vorbemerkung

Man hat den Eindruck, daß in der psychoanalytischen Theorie der Aggression in den letzten Jahren das kathartische Spannungs-Entspannungs-Modell, das im wesentlichen auf dem Konzept eines „aggressiven Triebes“ und einer „aggressiven Energie“ beruht, aufgegeben worden ist. Die Schwierigkeiten, ein befriedigendes „Aggressions“-Konzept für die psychoanalytische Theorie zu finden, sind nicht geringer geworden. Vor allem scheint nicht klar zu sein, ob die Aggression in einer solchen Theorie als motivierende Variable dienen soll oder als beobachtbares Verhalten (Beobachtungsvariable), das unter bestimmten inneren und äußeren Bedingungen des mentalen Geschehens auftritt. Eine Entscheidung darüber kann aus der unmittelbaren Erfahrung des Analytikers auch gar nicht gefällt werden. Es ist vielmehr die Struktur des gewählten theoretischen Systems, die definiert, ob es zu motivierenden und ausschließlich beobachtbaren Variablen kommt. Dabei gehen wir von dem Standpunkt aus, daß jede *Theorie* als ein nicht reales, konzeptuelles System¹ verstanden werden kann, als ein Formalismus, als „Abbildungsraum“ für unvollständig bekannte „reale“ Systeme dient. Diese

* Aus der Interdisziplinären Konfliktforschungsstelle — Soziologisches Institut der Universität Zürich; Abteilung Klinische Psychologie — Psychologisches Institut der Universität Zürich. — Bei der Redaktion eingegangen am 13. 6. 1977.

¹ Unter *System* wird ein Relativ verstanden. Ein System hat einen Definitionsbereich und eine Reihe von Relationen, welche eine Einschränkung der möglichen Wertkombinationen der Variablen ergeben. Ein System enthält eine Reihe von Zeitvariablen. Die Wahl dieser Variablen ist willkürlich. Die gewählten Variablen werden als die relevanten Variablen angesehen. Ein System enthält Relationen zweierlei Arten: synchrone Relationen (Simultaneinschränkungen) und diachronische Relationen (Prozeßeinschränkungen). Es wird unterschieden zwischen Input-Variablen, Output-Variablen und „inneren“ Variablen. Ein System kann mit Hilfe von Übergangsregeln

Idee ist in der Psychoanalyse keineswegs neu, wenn sie auch nie explizit formuliert und in bezug auf ihre Konsequenzen durchdacht worden ist. Für die psychoanalytische Theorie gilt als Systembereich der „psychische Organismus“ mit seinen Wechselwirkungen mit der Umwelt. Sie hat die physiologischen Prozesse ausdrücklich ausgeschlossen und kann darum physiologische Prozesse (wie z. B. „somatische Quellen von Trieben“) nur als Input-Phänomene eines psychischen Systems erfassen (vgl. Freuds Konzept der psychischen, d. h. affektiven und ideellen Repräsentanzen des Triebes). Auch die Theorie der Objektbeziehungen, die oft als Gegenbeispiel zu dieser Aussage angeführt wird, beschäftigt sich mit den Output- und Input-Prozessen des psychischen Organismus. Sie betrachtet aber nicht die Interaktionen zwischen zwei oder mehreren Personen in der Weise, daß der Systembereich der Interaktion gilt und die Anteile der beteiligten Persönlichkeitssysteme² lediglich die Inputgrößen in Form von „Erwartungen“, „Einstellungen“, „Informationseinheiten“ usw. in dieses System liefern — unter Ausklammerung der internen mentalen Prozesse, die an der Generierung solcher Inputeinheiten beteiligt sind (vgl. dazu Watzlawick, Beavin, Jackson, 1967).

Die Psychoanalyse hat eine Theorie des Subjektsystems entwickelt, die reich an „inneren“ Variablen ist und viele Relationen enthält. In Gestalt der Strukturtheorie (Es-Organisation, Ich-Organisation, Überich- und Selbstideal-Organisation) wurde versucht, ohne die Mittel systemtheoretischer Konzeptbildung eine Theorie der Prozesse innerhalb des Systems „Subjekt“ oder „Persönlichkeit“ zu geben. Das beobachtbare Verhalten einem Objekt (als gleichgeartetem Subjektsystem) gegenüber wird als der für das andere Subjektsystem relevante Verhaltensoutput des Systems gesehen, welcher als Input in das Objektsystem eingeht, dieses verändert, in ihm einen relevanten Verhaltensoutput erzeugt, der als Rückmeldung wieder zum Input des ersten Subjektsystems wird. Anders als in Interaktionstheorien wird der Kommunikationsprozeß selbst nicht untersucht; der Akzent liegt auf den Input- und Output-

dargestellt werden. Die Input-Variablen definieren die für das System relevante Umgebung. Die Output-Variablen sind als solche beobachtbar, beeinflussen aber das weitere Schicksal des Systems nicht mehr. Wird im psychologischen Sinne als Output eines Systems alles für den außerhalb des Systems liegenden Bereich Relevante des Systemgeschehens betrachtet, so umfaßt der relevante Output die Output-Variablen und die „inneren“ Variablen.

² Der Systembereich ist der gleiche wie bei den Persönlichkeitstheorien. Es wird in der Folge gelegentlich der Terminus Persönlichkeitssystem übernommen, meist aber die neutrale Bezeichnung „Subjektsystem“ benutzt.

Aspekten des jeweils betrachteten Subjektsystems. Die Grundkonzeption der dyadischen Psychotherapie, die grundsätzlich am Verhalten des Subjekts in Abhängigkeit von den internen Verarbeitungs- und Generierungsprozessen orientiert ist, mag zur Wahl des Systembereichs geführt haben. Das Resultat ist ein komplexes, verbal vage formuliertes Systemkonzept, das viele Konstrukte für innerpsychische Prozesse und deren Störungen enthält.

Die in der Psychoanalyse unterschiedenen „Aspekte der Theorie“ (genetischer, ökonomischer, dynamischer, struktureller, topischer, adaptiver Aspekt usw.) kann man als Skizze zu unterschiedlichen theoretischen Modellen über denselben Systembereich betrachten, wobei in jedem Modell andere Variablensätze eingeführt werden. Ein solches Vorgehen ist durchaus legitim, ja sogar sehr fruchtbar, sofern nicht die generierten Theorien ständig vermischt oder im Laufe einer Arbeit fortwährend gewechselt werden. Mit der Wahl einer Theorie ist der Systembereich und sind die zugehörigen Variablen (Input-, Output-, „intrinsic-“ oder Transformator-Variablen) gewählt. Das hat zur Folge, daß nur ein begrenzter realer Phänomenbereich (respektive Aspektbereich) von der Theorie abgedeckt wird. Es ist ferner zu beachten, daß die entwickelte Theorie der Zustände und Prozesse in ihren Aussagen von dem implizit oder explizit definierten Systembereich abhängig ist. Die Wahl relevanter Variablen entscheidet über die Möglichkeiten der Vorhersage innerhalb des betrachteten Systems, aber auch über die Arten der Aussagen, die gemacht werden können. Es erscheint uns deshalb als vernünftig — dies besonders angesichts der großen theoretischen Verunsicherung in der Psychoanalyse —, das Phänomen der Aggression im Rahmen desselben Systembereichs, aber unter verschiedenen Variablensätzen zu konzeptualisieren. Dies bedingt notwendigerweise einen Verzicht auf eine generelle „Aggressionstheorie“. Wir werden in der Folge zwei mögliche Wege zu solchen „Teiltheorien“ der Aggression vorschlagen.

Dabei stoßen wir zunächst auf ein weiteres Problem: Es besteht bei einem solchen Unternehmen kein Grund, die auffällige Isolierung der Psychoanalyse von andern Wissenschaftsgebieten mitzumachen. In bezug auf das Aggressivitätsproblem hat Mitscherlich (1961) mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß es die Psychoanalyse versäumt hat, dessen sozialpsychologische Aspekte zu bearbeiten. Das gleiche gilt auch für die neurophysiologische und die ethologische Aggressionsforschung. Man kann auch kaum Brenners (1971) Schlußfolgerung unterschreiben, die für einen Großteil der psychoanalytischen Literatur noch Gültigkeit zu haben scheint und besagt: „Supporting evidence from

other branches of biology although it would be welcomed ist not essential nor is it available at present“ (S. 143). Es gibt solche Ergebnisse, und sie sind sowohl „essential“ wie „available“. Wenn nun aber Ergebnisse anderer Theorien und anderer Forschungen für die theoretische Formulierung psychoanalytischer Erfahrungen nutzbar gemacht werden sollen, so müssen die Systembereiche dieser Theorien genau beachtet und mit demjenigen der psychoanalytischen Theorie verglichen werden. Es soll also kein „level jumping“ betrieben werden, etwa in der Weise, daß neurophysiologische Formulierungen für die kognitiven Konzepte der Psychoanalyse versucht werden oder daß durch eine soziologische Betrachtung des Aggressionsproblems der Systembereich des Subjekts mit seinen „innern“ Variablen in sich zusammenfällt. Wie fruchtbar eine Integration der außerpsychoanalytischen Aggressionsforschung werden könnte, zeigt der Integrationsversuch von Michaelis (1976). Wir werden in der Folge nun jene Ansätze außeranalytischer Theorien über die Aggressivität bringen, die in den nachfolgenden zwei Versuchen eine unmittelbare und entscheidende Rolle spielen und von denen man sagen kann, daß sie sich in die beiden psychoanalytischen Theorien integrieren lassen. Es wird dabei bewußt auf eine vollständige Darstellung dieser Theoriengebiete und der ihnen zugrundeliegenden Forschungsergebnisse verzichtet.

1. Neurophysiologische Forschung

Die neurophysiologischen Forschungen betrachten aggressive Verhaltenssequenzen als Bestandteil einer komplexen Regulation der Anpassung des Organismus: die verschiedenen Modi des aggressiven Verhaltens werden gleichzeitig durch Hemmungs- und Aktivierungsstrukturen gesteuert. Nach Kaada (1967), der versucht hat, den Stand der Forschung auf diesem Gebiet zusammenzufassen, gibt es für die Theorie der neurophysiologischen Steuerung zwei Alternativen: (1) Kampf- und Fluchtsequenzen beruhen auf zwei separaten Programmsystemen der Hirnorganisation, die aufgrund entsprechender Cues (Signale) an- und ausgeschaltet werden. Sind sie aktiviert, so erzeugen sie über das zentrale Nervensystem relativ stereotype Aktivitätsmuster. Bei elektrischer Stimulation ohne entsprechende Umwelt-Cues wird im Grenzfall das eine oder andere Aktivitätsmuster ausgelöst. (2) Beide Verhaltenssequenzen sind fundamental von ein und demselben „Abwehr“-Programm abhängig. Aufgrund der präsentierten Signale, bei denen es sich um hereditär fixierte oder erlernte handeln kann, werden die produ-

zierten Verhaltensweisen unterschiedlich ausfallen. Die bei Tieren oft beobachtete Mischung beider Sequenzen könnte ein — wenn auch nicht hinreichender — Beleg für die letzterwähnte Möglichkeit sein. Kampf und Fluchtverhalten würden somit erst aufgrund höherer Cortexfunktionen differenziert. Ein solches „Abwehr“-Programm könnte in Form eines physiologischen Subsystems vorgegeben sein. Der Input bestünde in Form von Cue-Informationen, die eine generelle Aktivierung des Abwehrsystems bewirken und über höhere Cortexfunktionen einer Situationsanalyse unterzogen werden. Der Verhaltensoutput „Kampfverhalten“ oder „Fluchtverhalten“ kann auch durch interne Störungen (im Bereiche der „inneren Variablen des Systems“) ausgelöst werden. Dieses Subsystem hat eine Regelung, derart, daß *direkt* Effektorsysteme aktiviert werden, dies aber nur unter der Vorbedingung des Vorhandenseins von Cues, die extreme Bedrohung induzieren und es notwendig machen, komplexere Anpassungssysteme nicht zu be-

Abbildung 1

SUBJEKTSYSTEM

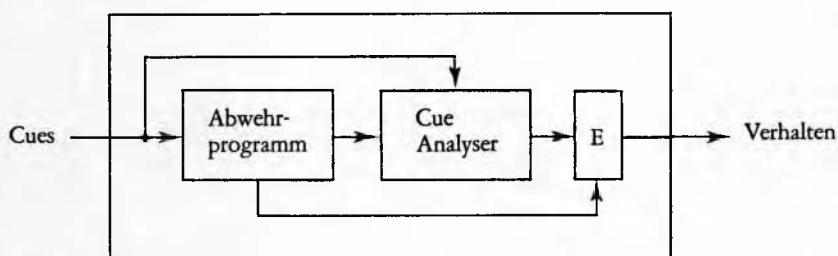
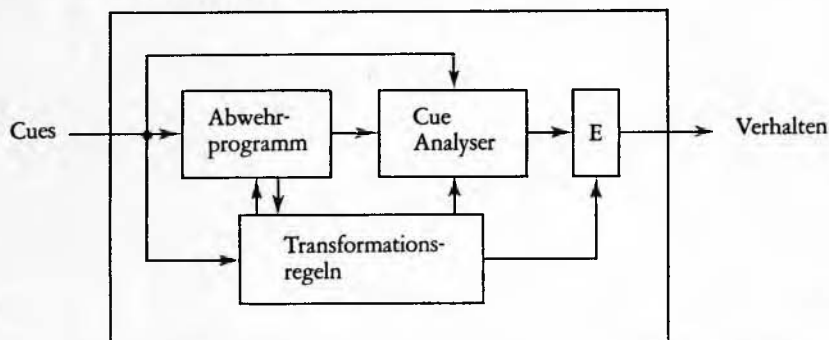


Abbildung 2

SUBJEKTSYSTEM



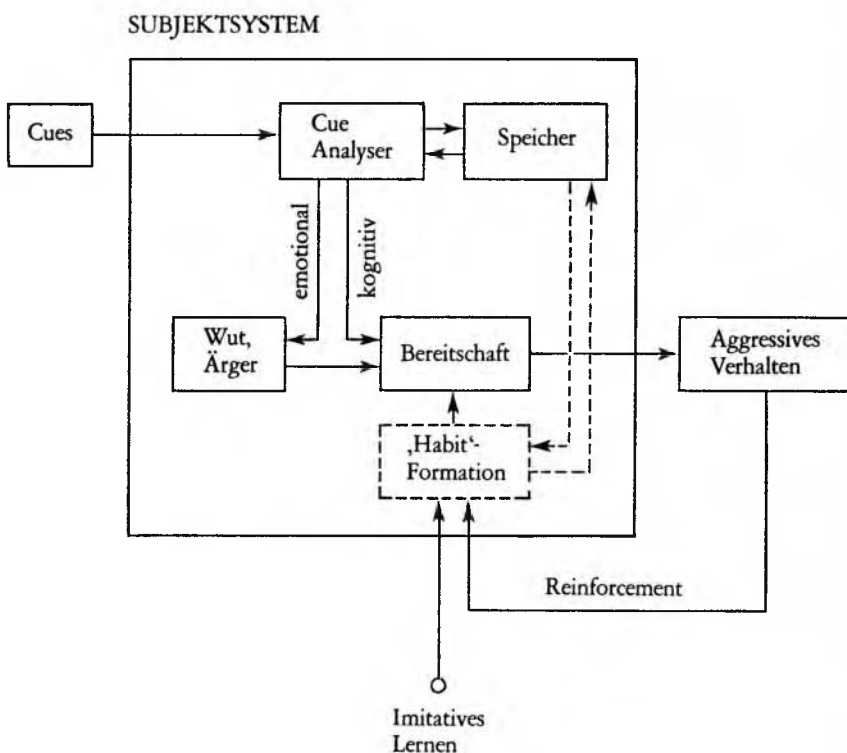
E = Effektorsystem

tätigen. Die komplexere Verhaltensregulierung im menschlichen Subjektsystem bringt eine Modulation der relativ starr gesteuerten physiologischen Basisregelung mit sich: Transformationsregeln, die dazu führen, die Abwehrprogramme zu inaktivieren, wobei aber deren Informationen aufgenommen und die Programmziele durch komplexere Verhaltensprozesse angestrebt werden. Nur im Grenzfall akuter Bedrohung werden bereits in Gang befindliche Verhaltenssequenzen abgebrochen und durch Verwirklichung der Kampf- oder Fluchtprogramme ersetzt.

2. Ein sozialpsychologisches Modell

Als „revidierte Frustrations-Aggressions-Hypothese“ hat Berkowitz (1969) eine Aggressionstheorie eingeführt, die den Bereich dieser Transformationsregeln des Subjektbereiches näher bestimmt. Von besonderer Wichtigkeit ist die Trennung von „aggressivem Verhalten“ und Erzeu-

Abbildung 3



gung eines „inneren“ affektiven Zustandes des Ärgers oder der Wut (anger) sowie die Einführung lernpsychologischer Aspekte. Die Kernelemente des Modells sind in Abbildung 3 zusammengefaßt.

Eine Frustration wird definiert als Verhinderung der Realisierung einer Zielreaktion zu der adäquaten Zeit des Auftauchens des Ziels in einer andauernden Response-Sequenz. Sie erzeugt einerseits eine Aktivierung von Wut/Ärger (emotional arousal of anger), andererseits eine Bereitschaft zu aggressiven Verhaltensweisen. Parallel dazu geht eine Verstärkung der Aktivierung der bereits andauernden Verhaltenssequenz, die frustriert worden ist. Unter Cues sind Stimuli zu verstehen, die assoziativ verknüpft sind mit Stimuli, die gegenwärtig oder früher Wut/Ärger ausgelöst haben. Sie werden im Cue Analyser untersucht und mit Speicherinhalten verglichen. Man kann zwei Arten Information unterscheiden: eine einfache „emotionale“ Information, die auf Grund einer Ähnlichkeitsrelation den Zustand von Wut/Ärger auslöst, und eine differenzierte, kognitive Information, die die strukturellen Gegebenheiten der Situation analysiert, in der die Cues auftreten. Ohne das Vorhandensein dieser Cues wird sich eine Bereitschaft nicht in aggressives Verhalten umsetzen. Ebenso ist die Intensität des emotionalen Zustands von Wut/Ärger nicht für die Auslösung hinreichend. Geeignete Cues können ohne Vorliegen eines Frustrationszustandes die Bereitschaft aktivieren, sofern diese in Form von „Habits“ erlernt worden sind. Diese Gewohnheiten können durch imitatives Lernen am Vorbild (Bandura, 1969) und über die Verstärkerprozesse (Reinforcement) im Falle erfolgreichen aggressiven Verhaltens aufgebaut werden. Für die psychoanalytische Sichtweise erscheint wichtig, daß in dieser Theorie Stimuli nur dann auslösenden Charakter bekommen, wenn sie mit früherer oder gegenwärtiger Erfahrung assoziativ in Verbindung stehen (Cue Analyser). Ferner wird ein emotionaler Zustand postuliert, der die Bedeutung eines inneren Signals besitzt, das eine Aggressionsbereitschaft aktiviert.

3. Ein psychoanalytisches Signalmodell der Aggression

In der therapeutischen Beziehung der psychoanalytischen Situation findet sich offen aggressives Verhalten äußerst selten. Es wird eher als ein Versagen in der Fähigkeit des Patienten gewertet, seine aggressiven Impulse (ohne motorische oder verbale Umsetzung) als *Signale* zu werten und sie für Verstehensprozesse fruchtbar zu machen. Ein wichtiges therapeutisches Agens wird vielmehr im Erfahren- und Erleben-Können aggressiver Impulse gesehen. Das kann aber nur über die Registrierung

der aggressiven Emotionen wie Ärger, Zorn, Wut, Haß etc. vor sich gehen. Diese Affekte werden in derselben Weise wie Angst als innere Signale verwendet — immer vorausgesetzt, das affektive Erleben hat überhaupt den Entwicklungsstand eines inneren Meldesystems (Signalsystems) erreicht. Bei vielen neurotischen Entwicklungen (z. B. bei neurotischen Depressionen, Zwangsneurosen, charakterneurotischen Störungen) ist das aggressive Signalsystem ganz verkümmert oder schlecht ausgebildet. Es sind dies Patienten, die ihre aggressiven Impulse nicht spüren, sie infolgedessen auch nicht erkennen und in einen situativen Kontext einordnen können. Entweder zeigen sie aggressives Verhalten und bemerken es nicht (und vermögen es auch nachträglich nicht als solches zu sehen), oder sie reagieren auf Aggression auslösende Umweltstimuli mit einer emotionalen Aktivierung, analysieren sie andersartig und interpretieren sie z. B. als Angstsignale. Es vollzieht sich in diesem Falle ein „shifting“ vom aggressiven in das Angst-Signalsystem. Anstelle eines aggressiven Verhaltensprogramms wird dann auf der Bereitschaftsebene ein Fluchtverhalten gewählt. Werden die aggressiven Signale (Ärger/Wut-Affekte) nicht beachtet, und werden durch sie keine Verhaltensaktivitäten zur Veränderung der auslösenden Situation eingeleitet, so schreitet die emotionale Aktivierung fort. (Das entspricht der These der Signalsummation bei S. Freud.) Die Überaktivierung schließlich zeigt sich in einem Zorn- oder Wutzustand, in dem offensichtlich nur ungesteuertes aggressives Verhalten möglich ist, dessen Zielsetzung in der Hemmung der Überaktivierung besteht und nicht mehr primär auf eine Änderung der auslösenden Situation gerichtet ist. Da die analytische Situation motorisch-aggressive Handlungen durch eine systematische Konditionierung unterbindet, die das Nichthandeln — gekoppelt mit Einsicht — operant verstärkt, besteht die Neigung, affektive Ausbrüche zu somatisieren, sofern sie nicht interaktiv durch eine Deutung des Analytikers aufgefangen werden können.

Im Grenzfall einer emotionalen Überaktivierung wird eine Hemmung notwendig, die das ursprünglich intendierte Verhalten unterbricht und Verhaltenssequenzen auslöst, welche die Überaktivierung direkt unterbrechen. Dazu eignen sich vorzüglich Aggressions- und Flucht-Programme. Aus analytischer Erfahrung muß man annehmen, daß dabei eine erwartete, auf aggressive Signale bezogene Verhaltensweise auch durch ein Angst-Fluchtverhalten ersetzt werden kann, sofern dieses bessere Möglichkeiten der Hemmung der Überaktivierung bietet. Genau dasselbe läßt sich auch umgekehrt sagen. In der Neurosenlehre sind diese Substitutionsprozesse unter den Bezeichnungen „Aggression als

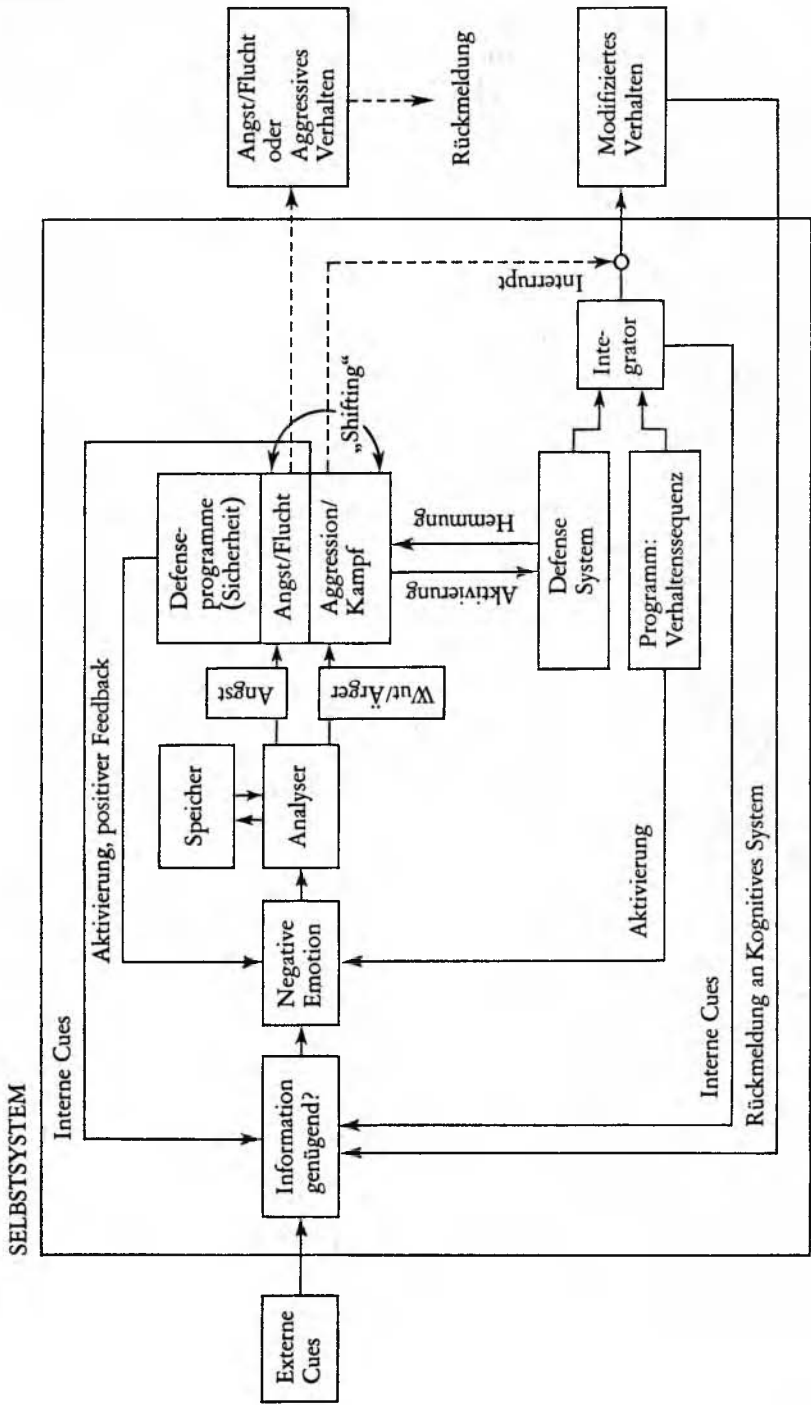
Angstabwehr“ und „Angst als Aggressionsabwehr“ als typische Affektabwehrmechanismen beschrieben worden. Es bestehen also gute Gründe, der Angstsignaltheorie eine „Aggressions-Signal-Theorie“ zur Seite zu stellen. In beiden Fällen handelt es sich um je eine Gruppe von Affekten, welche je nach dem kognitiven Kontext, in dem sie auftreten, sprachlich anders bezeichnet werden. Wir wählen deshalb die Gruppenbezeichnungen „Angst“ und „Ärger/Wut“.

Epstein (1967) hat in seiner allgemeinen Angsttheorie eine solche „homöostatische Regelung des Aktivierungsniveaus“ postuliert. Jeder Arousalgradient erzeugt — Epstein zufolge — einen Inhibitionsgradienten, der steiler ist und ein gewisses Maß an Aktivierung nicht überschreiten läßt. Das Inhibitionssystem erzeugt eine Reihe von „cut-off“-Mechanismen, welche Verhaltenssequenzen auslösen, die primär der Arousal-Erniedrigung dienen. Dies geschieht durch eine Beeinflussung der Umweltbedingungen derart, daß der sensorische Input (die Rückmeldung) sich ändert, bis ein Gefühl besserer Meisterung der Situation entsteht. Solche „cut-off“-Aktivierungsdämpfungsprozesse sind in den angeborenen und erlernten Angstflucht- und Aggressions-Programmen zu suchen, sofern sie die ursprünglich intendierte Verhaltenssequenz ablösen. Diese Verhaltensweisen haben den Charakter von Dringlichkeitshandlungen, die nur im Zustand einer Unterbrechung der intendierten Verhaltenssequenz auftreten. Im Prozeß der Aktivierungs-erniedrigung sind auch experimentell die bereits erwähnten Verschiebungsprozesse innerhalb der „cut-off“-Mechanismen gefunden worden (Hokanson, Burgess, 1962; Hokanson, Edelman, 1966; Hokanson, Shetler, 1961).

Es soll nun im folgenden versucht werden, eine Signaltheorie der Aggressivität zu entwickeln, die mit der Angstsignaltheorie der Psychoanalyse direkt verknüpft ist. Die Beschreibung folgt dabei der Abbildung 4. Diese graphische Darstellung ist rein deskriptiv und darf nicht als kybernetische Formulierung betrachtet werden (siehe Seite 238).

Externe und/oder interne Stimuli werden im Verlauf einer Verhaltenssequenz (wobei es sich um sensomotorisches oder kognitives Verhalten handeln kann) analysiert. Die internen Stimuli sind hauptsächlich Informationen über den Stand der „coping“-Mechanismen, d. h. über die Strategien, mit denen der bestehenden Situation begegnet werden kann. Die externen Stimuli kennzeichnen die zu bewältigende Situation. Der Analysenprozeß wird gemäß einem einfachen informationspsychologischen Modell von Simonov (1970) gesehen. Er unterscheidet für die Steuerung eines Verhaltensschritts eine notwendige Informationsmenge

Abbildung 4



und eine mit dieser nicht immer identischen Menge zugänglicher Informationen. („Notwendig“ und „vorhanden“ werden im Hinblick auf die für die Realisierung einer bestimmten Zielsetzung als notwendig erachteten Information definiert.) Ein postulierter Analytiker stellt laufend fest, ob eine Informationsdefizienz vorliegt. Dieser sind Emotionen der Unsicherheit, definiert als *negative* Emotionen, zugeordnet. Sie bilden ein Gefahr-Unlust-Signal mit geringer kognitiver Differenzierung. Im Falle des Informationsüberschusses entstehen positive Emotionen, die Begleiterscheinungen verstärkter explorativer Tendenzen sind (Freude, Funktionslust). Soweit Simonov. Die Informationsdefizienz kann sich auf externe wie auch auf interne Informationen beziehen. Intern wird abgefragt, ob Lösungsprogramme, z. B. für Konflikt-Situationen vorliegen oder ob (andernfalls) als vorläufige Maßnahme Abwehrprogramme (im Sinne der Abwehrmechanismen der psychoanalytischen Theorie) notwendig und auch vorhanden sind. Im Sinne einer Streß-Theorie würde man vom Abtasten der Coping-Techniken sprechen. Von einer Konfliktlösungstheorie aus gesehen, würde man „Information“ als jene Information definieren, die für einen Konfliktlösungsschritt minimal und unabdingbar notwendig ist. Der neurotische Konflikt ist gerade durch eine chronische Informationsdefizienz in bezug auf Gedächtnisinhalte und „innere“ mentale Prozesse charakterisiert, weil durch Verdrängungs- und Verleugnungsprozesse ein Teil der notwendigen „inneren“ Information dem Zugriff entzogen worden ist. Das kann auch die Wirkung haben, daß nicht alle externen Daten als Informationen aufgenommen werden können.

Das Auftauchen eines negativen emotionalen Signals spielt in der therapeutischen Situation eine große Rolle. Der Analytiker registriert die Begleiterscheinungen solcher Signale (seien sie verbaler oder nichtverbaler Natur) genau. Er versucht, das affektive Signal kontextuell einzuordnen, um auf diese Weise den gerade aktualisierten, aber noch nicht der Einsicht zugänglich gewordenen Konfliktanteil zu finden. Der Analytiker hilft dem Analysanden, dessen Informationsinsuffizienz aufzuheben, indem er zusammen mit dem Analysanden spezifische Suchstrategien (z. B. das Assoziieren) anwendet und Hypothesen aufstellt, die er aus einem sehr viel breiteren, generellen Informationsschatz bezieht. Das negative emotionale Signal (-Emot.) führt über die Einschaltung eines Sicherheitssystems zu einer Neueinstellung der Parameterwerte a) der physiologischen Systeme ANS, ZNS im Sinne einer Aktivierungssteigerung, b) zu einer Aktivierung und Veränderung der Parameter der mentalen Defensivorganisationen (des Systems der Ab-

wehrmechanismen). Die Aktivierung steigert ferner die Motivationsintensität der laufenden Verhaltenssequenz. Auf der anderen Seite werden in Abhängigkeit von der Höhe der -Emot. und der dadurch ausgelösten Aktivierungssteigerung die ausschließlich der Sicherheit dienenden Abwehrprogramme Angst-Flucht und Aggressions-Kampf in Bereitschaft gesetzt. Die Theorie von Berkowitz (1969) und die Arbeiten von Schachter (1964) und Schachter, Singer (1962) legen nahe, einen zweiten Analyser anzunehmen, welcher nun die -Emot. einer Grobanalyse unterwirft. Dazu müssen die Informationen daraufhin geprüft werden, ob sie assoziativ mit unmittelbar gegenwärtigen oder früher erlebten Situationen (Speicher) in Zusammenhang stehen. Diese Analyse wird soweit geführt, bis die -Emot. in ein differenzierteres Affektsignal umgewandelt werden kann. In den extremen Fällen entsteht entweder ein *Angstsignal* oder ein *Ärger/Wutsignal*. In vielen Fällen gelingt diese Analyse nicht oder nur unvollkommen. Es entsteht dann ein Misch-effekt oder es bleibt bei der diffusen Empfindung einer negativen Emotion.

Das Defensivsystem hat mit zunehmender Aktivierung die Tendenz, in der einen oder anderen Version sich über die Effektorsysteme direkt in Verhalten umzusetzen. Dies wird aber nur dann geschehen können, wenn die Stimulusanalyse ein stark negatives emotionales Signal mit Dringlichkeitscharakter auslöst. Es entsteht dann eine „Feed forward“-Situation, die rasch in eine Überaktivierung mündet. Dabei wird die laufende Verhaltenssequenz unterbrochen (Interrupt zwischen Verhaltensprogramm und Effektorsystemen).

Das produzierte Angst/Flucht- oder Aggressionsverhalten reduziert die Überaktivierung und verändert den die externen Cues liefernden Umweltausschnitt so weit wie möglich in der Richtung auf andere Information, die -Emot. zu reduzieren vermag. Die Zielrichtung ist in diesem Falle auf die „Cut-off“-Funktion (Epstein, 1967) beschränkt, die ursprünglich intendierte Verhaltenssequenz kann erst nach erfolgter Rückführung der Aktivierung auf ein „normales“ Maß wieder aufgenommen werden. Die beiden vom Defensivsystem gesteuerten Verhaltensweisen sind zugleich von entsprechenden affektiven Ausbrüchen begleitet. Angst bzw. Ärger/Wut treten als *manifeste* Affektanfälle zutage. Sie haben damit den ausschließlichen Signalcharakter in bezug auf die innere Steuerung verloren. Im interaktiven Verhalten können sie, wie jeder Affekt, einen kommunikativen Charakter bewahren (z. B. Drohhaltung, Angst etc.). Die hier entwickelte Theorie differenziert jedenfalls zwischen kommunikativem Affekt und Verhalten in einer In-

teraktion nicht. Zustände dieser Art sind in der psychoanalytischen Situation außerordentlich selten zu beobachten. Sie zu erzeugen, ist zum mindesten nicht das Ziel der Therapie, wenn auch nicht gezeugnet werden kann, daß unter Umständen das „Erleben“ von Affekten und der Aufbau eines innern Signalsystems zunächst über affektive Ausbrüche gehen kann. Es ist ferner eine ungelöste Frage, was im Falle einer Unteraktivierung eintritt, deren Auftretens-Bedingungen freilich noch untersucht werden müßten. Es wird aber oft angenommen und erscheint auch plausibel, daß in solchen Fällen (z. B. bei Kindern im Zustand der Langeweile) aggressives Verhalten auftritt, mit dem Ziel, die Aktivierung zu erhöhen, wodurch ein intendiertes Verhalten verstärkt oder ein solches mit aggressiver Zielsetzung generiert wird (Zegans, 1971). Das würde im vorliegenden Modellentwurf bedeuten, daß die Höhe der Aktivierung rückwirkend die negative Emotion mitbestimmt.

In der Inhibitionstheorie von Epstein kommt zum Ausdruck, daß ein solcher „run away“ ohne negativen Feedback im Organismus vermieden wird. Das physiologisch angelegte Defensivsystem wird überlagert durch komplexere Funktionen, die einem inhibierenden Servosystem gleichkommen. Die Funktion dieses Systems liegt in der sukzessiven internen Programmänderung der intendierten (und durch die Aktivierungserhöhung verstärkten) Verhaltenssequenz. Diese Modifikationen geschehen in einem Integratorsystem, das ein entsprechend modifiziertes Verhalten generiert. Wir umschreiben damit die *Abwehrmechanismen in der psychoanalytischen Theorie. Sie sind Hilfsprogramme mit defensiver Funktion, die eine interne Änderung des Verhaltensprogramms* (z. B. Bedürfnisbefriedigung) *bewirken, die dann als Output des Selbstsystems verändertes Verhalten ergeben, welches weniger negative Emotion* (in Form von Angst oder Ärger/Wut) *auslöst und den Inhibitionsgradienten der Aktivierung verstärkt.* Der Integrator hingegen ist identisch mit dem psychoanalytischen Konzept der Ich-Organisation. Analysiert man modifiziertes Verhalten näher, so kann man beobachten, daß unter weitgehender Aufrechterhaltung der ursprünglich intendierten Zielsetzung (Teilziel oder terminale Handlung) „Aggressions-“ oder „Angst-Flucht“-Komponenten sich einflechten. Im Falle des neurotischen Konflikts, dem zentralen Studienobjekt der psychoanalytischen Therapie, wird dieser Kompromißcharakter des Verhaltens besonders deutlich. In der Psychoanalyse werden solche „partiell integrierte“ Aggressionsformen in verschiedenen Dimensionen beschrieben, die hier nur grundsätzlich genannt werden sollen: *Regression der Aktivitätsmuster auf genetisch frühere Stufen aggressiven Verhaltens* (genitale, phalli-

sche, anale, orale Aggressivität); *Regression in bezug auf das operative Niveau der Steuerung* der Verhaltenssequenz. Dieses letztere ist abhängig vom Ausmaß der noch erhaltenen proaktiven Meisterung und der kognitiven Strukturierung (ziellose Aggressivität im Zustand eigener Ohnmacht bis zum Interrupt, operativ geplante Aggressivität zum Erreichen des Ziels). Ob die Abwehrmechanismen mehr nach dem Muster von Angst/Flucht- oder Aggression/Kampf-Programmen angelegt worden sind, hängt von der spezifischen Sozialisation zusammen, die ein Individuum erfahren hat. Die sozio-kulturellen Unterschiede sind beträchtlich. Man muß sich beispielsweise fragen, ob nicht die große Erschwerung des Praktizierens aggressiven Verhaltens zu einer Präferenz von Angst-Fluchtkomponenten geführt hat und sich diese Tatsache in einer Einseitigkeit der Abwehrlehre der Psychoanalyse niederschlägt. Bei chronisch starker Außenhemmung aggressiven Verhaltens, in welcher Form es auch auftritt, sei es als „cut-off“-Prozeß, als von Abwehrmechanismen bestimmtes Verhalten oder als zieladäquates Verhalten (z. B. in einer Situation der Bedrohung), wird mit der Zeit ein Individuum im Falle „aggressiver“ Cues die negative Emotion immer als Angstsignal analysieren und dazu neigen, mit Angst-Fluchtreaktionen die Situation zu bewältigen.

4. Objektbeziehung und aggressives Verhalten

In den neueren ethologischen Theorien wird aggressives Verhalten im Kontext der Regulierung der sozialen Organisation dargestellt. Zu diesem Zweck wird aggressives Verhalten durch Aktivierungs- und Hemmungsprozesse gesteuert. Es ist entweder Bestandteil der sozialen Organisation selbst oder es richtet sich gegen Objekte außerhalb dieser Sozialorganisation. Durch erlernte distinkte, die Aggression hemmende Verhaltensweisen wird andererseits die soziale Organisation vor deren Zerstörung geschützt. So ist bei den verschiedenen Primatenarten bereits eine erstaunliche Fülle von sozialen Mechanismen zu beobachten. Die soziale Entwicklung scheint die funktionale Zielsetzung zu haben, die Entwicklung unkontrollierbarer Konflikte zu verhindern. Durch die Aktivierung aggressiven Verhaltens in partieller und durch soziale Signale kontrollierter Form übernimmt dieses Funktionen der Steuerung des sozialen Verhaltens. Diese Erkenntnisse sind sicher auf die menschliche soziale Organisation übertragbar, wenn auch der Komplexitätsgrad menschlicher Verhaltensorganisation die Verhältnisse schwer durchschaubar macht. So können kurze Impulse und geringe Aktivie-

rung aggressiver Programme in eine Objektbeziehung so eingebaut werden, daß sie als eine mehr oder minder subtile Gewaltanwendung erscheinen, bei der sich höchstens ein entsprechender emotionaler Arousal (Wut/Ärger) nachweisen läßt, das Verhaltensmuster sich aber nur durch die funktionale Bedeutung in der Objektbeziehung zu erkennen gibt.

Es liegt daher nahe, im Rahmen einer Theorie der Objektbeziehungen jene Bedingungen festzulegen, welche „offenes“ aggressives Verhalten als Folge einer mißglückten sozialen Beziehungsregulation von den integrierten „aggressiven“ Programmbestandteilen unterscheidet. Die psychoanalytische Theorie der Objektbeziehung wird sich mit der Zeit den ethologischen Theorien über soziale Organisation annähern. Zur Zeit ist eine Integration der beiden Ansätze noch kaum möglich. In den meisten Fällen ist mit „Objekt“ ein zweites Subjektsystem gemeint, mit welchem das erste Subjektsystem in einer interaktiven (dyadischen) Beziehung steht. Das Verhalten des einen Systems wird zum Input des andern Systems und umgekehrt. Der verhaltensrelevante Output heißt Objektbeziehung. Da die Psychoanalyse in ihrer Grundkonzeption eine Psychologie der Motivation ist, gilt es den Zusammenhang zwischen den motivationalen Konzepten und jenem der Objektbeziehung zu klären und so zu präsentieren, wie er in den nachfolgenden Modellentwurf eingeht. Man wird kaum behaupten, daß in der Psychoanalyse in dieser Beziehung ein Konsens über die Theorie besteht. Die Psychoanalyse besitzt eine Theorie der zweifachen Motivation für das Eingehen oder Aufrechterhalten einer Objektbeziehung³.

Die erste Motivationsebene wird in der Bedürfnisstruktur gesehen, die in Form von Objektbeziehungen zu terminalen Befriedigungshandlungen gebracht wird. Die autoerotische Form der Befriedigung wird als selbstreflexiver Sonderfall der Objektbeziehung betrachtet. Die zweite, übergelagerte Motivationsform wird in den Besetzungsprozessen gesehen, die die Intensität der Beziehung, deren Dauer und deren Auflösbarkeit bestimmen. Das Konzept ist durch seine Verwendung in einer ökonomischen Libidotheorie zusammen mit dieser in Mißkredit geraten. Beset-

³ „Objektbeziehung“ ist ein Konzept der psychoanalytischen Theorie. „Interaktion“ wird in den sozialpsychologischen Theorien verwendet. Im letzteren Fall wird der Systembereich in den Interaktionen selbst, unter Ausklammerung „innerer Variablen“ in den interagierenden Subjekten, gesehen. Im Falle der Objektbeziehungstheorie stehen die Outputphänomene von Subjektsystemen in ihrer Abhängigkeit von inneren Prozessen des betrachteten Subjekts im Zentrum. Der Output des einen Subjektsystems wird zum Input des anderen Subjektsystems und umgekehrt. Unter Ausklammerung der Herkunft der beiden Konzepte können sie synonym gebraucht werden.

zung entsteht durch die Überführung anfänglich neutraler Eigenschaften des Objekts, des Selbst oder der Situation, die ursprünglich nur Signalbedeutung in bezug auf die Befriedigung von Bedürfnissen in der Beziehung zu diesem Objekt hatten, in sekundäre Ziele. Dadurch wird die Beziehung zu einem Objekt an sich als Bedürfnis etabliert. Diese sekundäre Motivation bleibt unabhängig von der primären Bedürfnismotivation bestehen. Ihr Anteil im Verhaltensoutput eines Subjekts in einem bestimmten Zeitpunkt der Betrachtung wird „aktuelle Besetzung“ genannt. Sie ist limitiert durch die bereits in früheren Erfahrungen entwickelte Besetzungsintensität (als Resultat der sozialen Lernprozesse). Sie kann, sofern durch die Interaktion ein innerer Konflikt entsteht, reduziert werden. Im einen Falle führt dies zu einer Vermeidung der Interaktion, sofern diese Möglichkeit angesichts der Machtverteilung innerhalb der Interaktion besteht, im andern Fall bewirkt die Reduktion eine Herabsetzung des emotionalen „Engagements“. (Beispiel: Bedürfnisbefriedigung ohne wesentliche emotionale Beteiligung mit Reduktion des Eingehens auf die Wünsche des Partners bei geringer Dauer der Objektbeziehung.) Die infolge der Reduktion wohl gewünschte, aber nicht verwirklichte Besetzung führt zum Aufbau begleitender Phantasien, die als Erwartungsvorstellungen auf dasselbe oder auf andere Objekte, mit denen zur Zeit keine Interaktion besteht, gerichtet werden. Die innere Thematik einer Objektbeziehung variiert gemäß den an ihr beteiligten Bedürfnissen und der in ihr realisierten Besetzung. Im allgemeinen wird die Besetzung maximiert, weil sie zur Wiederholung bereits erlebter Sicherheits- und Wohlbefindenserlebnisse führt. Erniedrigt kann sie dann werden, wenn durch ihre Realisierung in der Objektbeziehung konflikthafte Spannungen entstehen, die sich in negativen Emotionen äußern (vgl. dazu Moser, von Zeppelin, Schneider, 1969, 1970). Mit der Entwicklung einer psychoanalytischen Repräsentanzenlehre ist es möglich geworden, das Konzept Besetzung als ein Aktivierungsmaß zu definieren, dem keine energetischen Qualitäten mehr zukommen. In dieser Repräsentanzenlehre wird angenommen (die Parallelen zur Lehre von J. Piaget, 1946, 1966, sind unverkennbar), daß die erfahrenen Objektbeziehungen sich im Subjektsystem in kognitiven Repräsentanzen niederschlagen. Dies führt zum Aufbau einer inneren Welt, die wiederum für die Entwicklung neuer Objektbeziehungen bedeutsam ist und neue Erfahrungen auf dem Hintergrund bereits gemachter Erfahrungen filtert. Eine erste, grobe Einteilung unterscheidet Selbst- und Objektrepräsentanzen (S.-R., O.-R.). Die weitere Ausgliederung in Ideal- und Realrepräsentanzen sei bewußt vernachlässigt.

S.-R. und O.-R. sind miteinander verknüpft, weil alle Erfahrungen mit sich selbst und mit einem Objekt immer gleichzeitig im Rahmen einer Interaktion erfolgen: Die Besetzung kommt einer Repräsentanz — „Interaktion“ oder „Objektbeziehung“ — als Aktivierungsmaß zu. Es ist aber möglich und auch wichtig, Gewichtsverteilungen in den beiden Repräsentanzanteilen in Form von Aspekten einzuführen. In einer gewünschten Objektbeziehung (die zunächst in Form eines groben Aktionsprogrammes in der kognitiven Struktur des Subjektsystems vorliegt) kann das potentielle Verhalten des Subjekts im Vordergrund stehen. In diesem Falle wird von einer narzißtischen Objektbeziehung gesprochen. Ist die Besetzung der O.-R. stärker ausgeprägt, so wird eine *objektale Objektbeziehung* resultieren, bei der das potentielle Verhalten des Objekts im Vordergrund steht. In gleicher Weise können auch — Spiegel (1966) folgend — die Affekte eingeteilt werden. Das Verhältnis der Besetzungsintensitäten zwischen S.-R. und O.-R. bestimmen somit zwei Anteile jeder Objektbeziehung in Form von Erwartungen. Die Objektbeziehung kann in Kategorien der Assimilation und der Akkommodation dargestellt werden: Eine Objektbeziehung entsteht dann, wenn (von einem Subjekt her gesehen) ein reales Objekt den Repräsentanzen assimiliert wird. Geschieht die Assimilation primär in Richtung auf die aktuell besetzte Objektrepräsentanz, so entsteht eine objektale Objektbeziehung und das Objekt repräsentiert gewünschte Anteile dieser Objektrepräsentanz. Verläuft die Assimilation in Richtung auf die Selbstrepräsentanz, so entsteht eine narzißtische Objektbeziehung, in der das Objekt Teile des gewünschten Selbst repräsentiert. In gleicher Weise kann auch eine reale Selbstkonfiguration (wie ich mich in meiner Selbstevaluation in einer Objektbeziehung gerade erlebe und beurteile) entweder einer S.-R. oder einer O.-R. assimiliert werden. In den gegenläufigen Akkommodationsprozessen werden die bestehenden Repräsentanzen auf Grund der erfahrenen Objektbeziehung verändert. Ein bekannter Fall solcher Veränderungen sind die Identifikationsprozesse, in welchen die beteiligten S.-R. Anteile des beobachteten Verhaltens des Objekts oder von vermuteten Repräsentanzen dieses Objekts aufnehmen. Um diese Gedankengänge zusammenzufassen: Die Repräsentanzstruktur bildet ein kognitives Feld, das die gewünschte Art der Objektbeziehung absteckt. In ihr ist im Moment der aktuellen Besetzung auch bereits ein bestimmtes Bedürfnismuster abgebildet. Die Besetzung bildet ein Aktivierungsmaß dieser kognitiven Informationseinheiten der Repräsentanzen. Dieses Maß geht motivierend in die Realisierung der Objektbeziehung ein. Dort wird es als Intensität der Objektbeziehung in

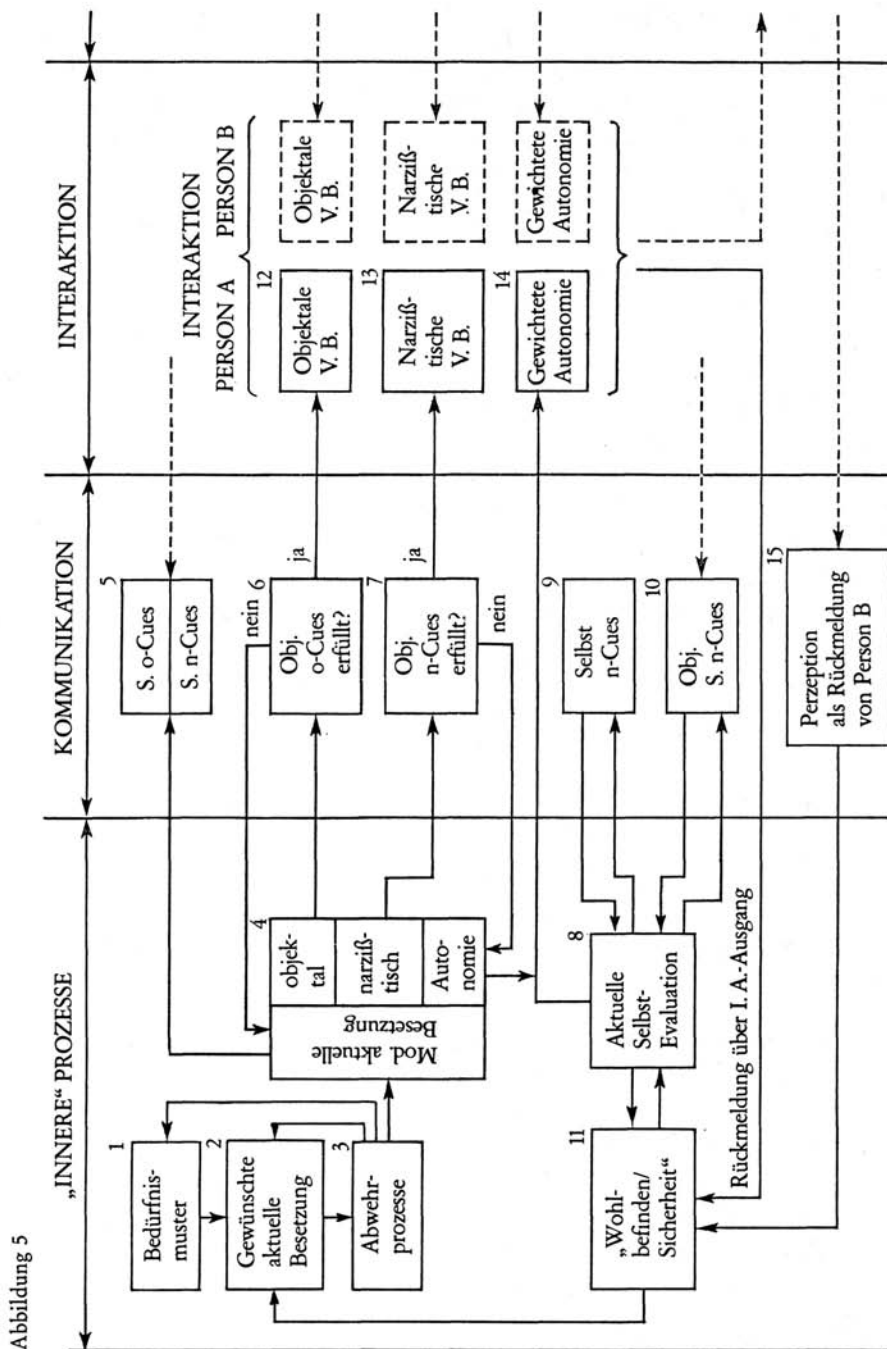
Erscheinung treten. Dieser Umsetzungsprozeß von aktivierter Repräsentanz in reale Objektbeziehung geht nicht gradlinig vor sich: aus Gründen der (inneren) Konfliktabwehr kann die Besetzungsintensität manipuliert, z. B. reduziert werden. Die in der Intensität der Objektbeziehung zutage tretende Aktivierung entspricht dann nicht mehr der ursprünglich gewünschten. Diese und weitere, eher inhaltlich strukturierte Manipulationen der Besetzung sind im Simulationsmodell von Moser, von Zeppelin, Schneider (1969, 1970) eingeführt worden.

Bevor der Modellentwurf beschrieben werden kann, müssen noch einige terminologische Klärungen erfolgen. Die objektale Art der Objektbeziehung gleicht strukturell dem sogenannten Anlehnungstypus der Objektwahl, der auch „anaklitischer Typus“ (S. Freud) genannt wird. Auch trifft eine Gleichsetzung mit dem Konzept „libidinöse“ (objektlibidinöse) Objektbeziehung zu, sofern man all diese Konzepte der narzißtischen Objektbeziehung gegenüberstellt. Vermutlich gehen die beiden Aspekte auf Typen der sozialen Relation zurück, die auch bei höheren Primaten zu finden sind: die objektale Objektbeziehung findet ihre Vorläufer im Attachment-Verhalten, im Flucht-Verhalten, in der Schutzsuche bei einem Objekt und (im späteren Transfer) in Anteilen des Sexualverhaltens. Der narzißtische Aspekt dürfte auf jene sozialen Relationen zurückgehen, die die Dominanzordnung regeln. Es wird hier wie bei Eisnitz (1969) klar zwischen der Art der Objektbeziehung und der Art des Zustandekommens einer Objektrepräsentanz unterschieden. Dies wurde bislang mit dem Konzept der „narzißtischen Objektwahl“ in ein und denselben Topf geworfen. Eine aktuell vorliegende Objektrepräsentanz kann „anaklitisch“ nach dem Vorbild infantiler Objekte einer Beziehung oder „narzißtisch“ nach dem Vorbild frühkindlicher Selbstrepräsentanzen entstanden sein. So gesehen, werden die beiden Termini als Hypothesen über zwei unterschiedliche Wege des Entstehens von Repräsentanzen benutzt. Die Besetzungsverteilung zwischen S.-R. und O.-R. im Zeitpunkt einer aktuellen Besetzung generiert objektale und narzißtische Anteile der Objektbeziehung, unabhängig von der Art, wie diese S.-R. und O.-R. entstanden sind. Auf die Stellung der Aggression im Rahmen einer Objektbeziehungstheorie soll erst im folgenden Abschnitt eingegangen werden. Es wird darauf verzichtet, Aggression als dritte motivationale Komponente einzuführen. Aggressives Verhalten wird gemäß dieser Auffassung dann beobachtet, wenn im Interaktionsgeschehen und in dessen Steuerung im Subjektsystem Regulierungen nur unter Mithilfe besonderer Maßnahmen noch erreicht werden können oder zumindest mit ihnen angestrebt werden.

5. Aggression im Rahmen eines Modells der Objektbeziehungen

Die nun folgenden Gedanken nehmen das bereits erwähnte Modell der Abwehrprozesse (Moser, von Zeppelin, Schneider, 1969, 1970) zum Ausgangspunkt, das nun in eine Theorie der Objektbeziehung mit erheblich erweitertem Systembereich einbezogen werden soll. Die Darstellung folgt auf Abbildung 5. Die Felder 1 (Bedürfnismuster), 2 (gewünschte aktuelle Besetzung), 3 (Abwehrprozesse), 4 (modifizierte aktuelle Besetzung, Verhältnis von Besetzung der S.-R. und O.-R., Autonomiewert) sowie deren Wechselwirkungen sind übernommene Bestandteile des Simulations-Modells der Abwehrprozesse. Das Modell wird an dieser Stelle nicht beschrieben. Die Darstellung in Abbildung 5 ist stark vereinfacht und deskriptiv zu verstehen.

Ein spezifisches Bedürfnismuster (Feld 1) sowie eine gewünschte aktuelle Besetzung aktivieren Verhaltensprogramme, die nach Umsetzung in Objektbeziehungen (Interaktionen) streben und zwar mit einer gewissen, durch das Besetzungsmaß gegebenen Intensität und gemäß einem Verteilungsmuster der Besetzung zwischen S.-R. und O.-R. In einer „neurotischen“ Situation entsteht durch diese Aktivierung ein innerer Konflikt, der nur mit Hilfe der Abwehrprozesse (Feld 3) partiell gemeistert werden kann. In diesem Falle werden durch die Abwehrprozesse die gewünschten Verhaltensprogramme verändert („Servo-Funktion“ der Abwehrmechanismen; siehe Signalmodell der Aggression, Abschnitt 3). Das Repräsentanzen-Besetzungsmuster wird so umgeformt, daß Angst sowie Wut/Ärger minimiert und Befriedigung maximiert wird, ohne das Sicherheitsgefühl der Person zu gefährden. Im Falle des Mißlingens wird die aktuelle Besetzung abgebrochen. Im Falle des Gelingens resultiert eine modifizierte aktuelle Besetzung (Feld 4), an der drei Aspekte unterschieden werden: die resultierende Verhaltensbereitschaft objekta-ler und narzißtischer Art sowie ein Autonomie/Abhängigkeitswert. Sie repräsentiert zunächst eine intendierte Objektbeziehung mit einem Partner (wir verfolgen der Einfachheit halber nur den Fall einer Beziehung mit einem zweiten Subjektsystem), der den erwarteten Bedürfnisbefriedigungen und den gesetzten Bedingungen des Repräsentanzenmusters entsprechen soll. Eine solche Objektbeziehung hat immer reziproken Charakter, insofern das Subjekt sich gleichzeitig einem Partner als mögliches Objekt für dessen Bedürfnisse und dessen Besetzungsbedingungen darbieten möchte. Dieser zweite Aspekt der Objektbeziehung ist hier nur durch die Unterscheidung von Cues ausgeführt, die einem möglichen Partner angeboten werden, wobei wiederum zwischen nar-



zißistischen und objektalen Cues unterschieden werden muß (Feld 5). Diese Cues bilden die Grundlage für die Abklärung der Eignung als Objekt im Objektbeziehungsbereich des anderen.

Der Autonomiewert wird parallel zur modifizierten aktuellen Besetzung vom Subjektsystem her generiert. Autonomie bezieht sich zunächst (in Feld 4) auf das Maß an Unabhängigkeit respektive an freier Verfügbarkeit über die möglichen aktuellen Besetzungen von S.-R. und O.-R. sowie über deren Intensität. Es wird angenommen, daß der Gebrauch von Abwehrprozessen, insbesondere der Besetzungsmanipulation zu Abwehrzwecken, die Autonomie einschränkt. (In psychotischen Zuständen erreicht die Autonomie minimale Werte: eine Folge davon ist, daß die Bereitschaft zum Eingehen von Objektbeziehungen — bei sehr hohem Besetzungswunsch — nur mehr gering ist und auch die Variabilität nicht sehr groß bleibt. Bei neurotischen Störungen zeigt sich dieser Autonomieverlust in einer Erstarrung der Verhaltensmuster Objekten gegenüber, die auf einen Verlust der Akkommodationsfähigkeit zurückzuführen ist.) Diese Autonomie muß als „innere Autonomie“ präzisiert werden. Sie bildet einen wichtigen Bestandteil der „äußeren Autonomie“, die einer Objektbeziehung zukommt und das Maß an Unabhängigkeit respektive Abhängigkeit vom Objektbeziehungspartner ausdrückt. Durch die Selbstevaluation der Person erfährt der innere Autonomiewert eine ständige Gewichtung. Während die innere Autonomie sich nur sehr langfristig verändert, ist die Selbsteinschätzung ein kontinuierlicher Prozeß, der zu kurzfristigen Änderungen der Autonomie führt. Die Grundstruktur des an dieser Stelle eingeführten Evaluationsprozesses findet sich in den sozialpsychologischen Theorien von Secord und Backman (1965) und von Bem (1967). Die Selbsteinschätzung erhält vom Persönlichkeitssystem her (das hier als Wohlbefindens- und Sicherheitssystem [Feld 11] bezeichnet wird) einen Grundwert. In der Selbstbeobachtung (Selbst n-Cues [Feld 9]), wird dauernd geprüft, ob das so gewonnene Bild den Kriterien der bereits vorhandenen Repräsentanz entspricht. Eine zweite Überprüfung erfolgt über die Beobachtung des Partners (Obj. S.n-Cues, [Feld 10]), um aus dessen Verhalten und Äußerungen zu erschließen, wie das Objekt das beobachtende Subjekt einschätzt. Aus dem Vergleich dieser drei Selbsteinschätzungswerte erfolgt eine positive oder negative Gewichtung: der neue Wert geht als eine Verhaltensdisposition in die Interaktion ein (Feld 14). Über die Weise dieser Selbsteinschätzung sowie über die daraus resultierenden Gewichtungsprozesse machen die sozialpsychologischen Theorien keine präzisierten Angaben, die bereits eine Formalisierung erlauben würden.

Betrachten wir nun die Prozesse — zunächst in der kommunikativen, dann in der eigentlichen Interaktionsphase. Das Subjekt prüft die vorfindbaren Objekte daraufhin, ob sie den objektalen und/oder den narzißtischen Cues entsprechen. Alle Objekte — seien es neue, die erst für eine Interaktion gewählt werden können, seien es solche, mit denen bereits interagiert wird — lassen sich in zwei Objektmengen (Menge der Objekte mit narzißtischen Cues und Menge der Objekte mit objektalen Cues) einteilen. Den Durchschnitt dieser Menge bilden Objekte mit beiden Arten von Cues. Eine nicht geklärte Frage ist, ob die Eigenstruktur eines Objekts es in besonderer Weise als Custräger für bestimmte Subjekte geeignet macht. Aus psychoanalytischer Erfahrung würde man dem zustimmen. Es gibt sicher Menschen, die sich primär als narzißtische Bezugsobjekte eignen und auch immer wieder solche Beziehungen eingehen. Gemäß der hier vorgetragenen Theorie werden Objekte, die keine positive Rückmeldung in bezug auf die Eignung geben, die somit außerhalb einer „narzißtischen Grenze“ oder außerhalb einer „objektalen Grenze“ liegen, nicht für eine Interaktion in Betracht gezogen. Solche Objekte können der gewünschten Cues ermangeln. Es kann aber auch sein, daß sie vom Subjekt nicht wahrgenommen werden können (etwa aus der Verleugnung und der Vermeidung befürchteter Abhängigkeit). Es gibt demzufolge auch zwei Klassen aggressiven Verhaltens: eine Klasse bezieht sich auf Interaktionsstörungen innerhalb der Objektbeziehungen, die andere auf Aggressionen, die sich auf Objekte außerhalb dieser Grenzen richten. Verliert in einer laufenden Interaktion ein Objekt die Cues, so entsteht im Subjekt eine Tendenz, die Interaktion abubrechen. Ob dies tatsächlich geschehen kann, hängt aber vom Autonomiegrad und von der Reaktion des Interaktionspartners auf diesen Versuch ab. Es gibt also innere und äußere, im Partner liegende Gründe, die eine gewünschte Interaktionsunterbrechung nicht gestatten. In diesen Fällen bleibt nur eine weitgehende Reduktion der aktuellen Besetzung im nächsten Interaktionsablauf übrig. Im allgemeinen werden n-Cues und o-Cues gemäß dem gewünschten Verhältnis in ein und demselben Objekt gesucht. Es wäre zu untersuchen, was einer Trennung der beiden Objektbeziehungs-Aspekte auf verschiedene Objekte als Problem zugrunde liegt. Eine andere Möglichkeit, die bereits erwähnt wurde, liegt in der Umsetzung nicht realisierbarer objektaler oder narzißtischer Anteile in phantasierte Objektbeziehungen. Parallel zur Prüfung der Assimilierbarkeit des Objekts werden die eigenen Cues für ein mögliches Objekt entwickelt (Feld 5), das auf ähnliche Weise das die Cues repräsentierende Subjekt auf seine Eignung als Objekt an

seinen Erwartungen getestet. Erweist sich ein Objekt als geeignet, so wird auf die Interaktion eingegangen oder sie wird — im Falle einer bereits laufenden — fortgesetzt. Das Verhalten in der Interaktion wird durch drei Verhaltensbereitschaften beider Subjektsysteme bestimmt: die erste besteht in der erwarteten narzißtischen Befriedigung, die zweite in der erwarteten objektalen Befriedigung, die dritte in einer Abhängigkeits-/Autonomiebereitschaft. Objektale und narzißtische Befriedigungserwartungen sind in sich wieder nach den entsprechenden Bedürfnismustern gegliedert, die bei beiden Partnern nie übereinstimmen. Ferner muß daran gedacht werden, daß beispielsweise eine narzißtische Befriedigung wiederum zwei Aspekte hat: in der einen Richtung soll das Objekt Teile des eigenen Selbst oder ein Spiegelbild des eigenen Selbst repräsentieren und dessen Funktionen übernehmen, in der anderen Richtung kann der Wunsch im Vordergrund stehen, dem Interaktionspartner das gewünschte narzißtische Objekt zu verkörpern. Dasselbe gilt für die objektale Beziehung. Wie sollen diese Interaktionsprozesse formal dargestellt werden? Thibaut und Kelley (1959), später wiederum Carson (1969), haben Interaktionsmatrizen vorgeschlagen. Es wäre durchaus möglich, diese Matrizen multidimensional zu gestalten. Je mehr Eingangswerte miteinander interagieren, um so schwerer wird aber die formale Darstellung. Vereinfacht genügen aber für eine Objektbeziehungs-theorie (mit dem Systembereich des Subjektsystems) bestimmte Befriedigungswerte der Interaktionsausgänge, die jeweils an ein Wohlbefindens-/Sicherheitssystem (Feld 11) rückgemeldet werden und nach inneren Transformationsprozessen zu einer neuen Festsetzung der modifizierten aktuellen Besetzung führen. Im neuen Interaktionsdurchlauf werden die Eingangswerte verändert. Verschiebungen ergeben sich auch in den n-Cues und o-Cues, die vom Subjekt präsentiert werden. Und ferner wird die aktuelle Selbstevaluation durch die Interaktionsausgänge im positiven oder im negativen Sinne beeinflusst. Diese Annahme kann sofort vereinfacht werden, wenn man annimmt, daß bei positiven Befriedigungswerten der Versuch gemacht wird, diese in den nächsten Interaktionen bis zu den gewünschten Werten zu erhöhen. Die Rückmeldung aus der Interaktion führt dann zu einer Erhöhung der aktuellen Besetzung. Diese wird im Abwehrsystem dahin geprüft, ob die inneren Systembedingungen diese Erhöhung erlauben, ohne einen inneren Konflikt auszulösen. Eine besondere Bedeutung kommt dem Autonomie-/Abhängigkeitsniveau zu. Es ist klinisch evident, daß es Objektbeziehungen gibt, die kaum mehr befriedigende Rückmeldungen ergeben und trotzdem nicht aufgegeben werden können. Dies ist zum Beispiel bei schweren

narzißtischen Störungen sehr deutlich zu sehen (Kohut, 1971; Kernberg, 1975). Sinken die Befriedigungswerte in der objektalen und in der narzißtischen Dimension gleichzeitig unter einen noch als positiv empfundenen Rückmeldewert, so wird eine Bereitschaft entstehen, die Interaktion aufzugeben. Dazu müßte aber ein Transfer der Objektbeziehung auf ein anderes Objekt mit geeigneten Cues oder zumindest auf das eigene Subjektsystem (als Obj. mit n- oder o-Cues) oder auf ein geeignetes Phantasieobjekt möglich sein. Dieser Transfer ist abhängig vom Autonomiewert einer Objektbeziehung, wobei völlig ungeklärt bleibt, ob den objektalen und narzißtischen Aspekten dieser Beziehung verschiedene Autonomiewerte zukommen. Auch wäre zu untersuchen, ob und in welcher Weise die Autonomie sich mit der Höhe der aktuellen Besetzung und durch die Bildung einer substitutiven Beziehung infolge eines Transfers verändert. Der Zwang, in einer Interaktionsbeziehung zu bleiben, ungeachtet dessen, ob sie befriedigend ist oder nicht, hängt von der Autonomie des Subjekts und von der Machtdistribution in der Interaktion ab, d. h. von den Machtmöglichkeiten des Interaktionspartners, das Subjekt zum Verbleiben in der Interaktion zu zwingen. In bezug auf den ersten Faktor wurde bereits eine Hypothese über das Entstehen dieser Abhängigkeitsbereitschaft aufgestellt. In den sozialpsychologischen Persönlichkeitstheorien (vgl. wiederum Carson, 1969, u. a.) wird dieser Abhängigkeitswert über ein Ausgangsniveau (comparison level alternative; Carson) definiert. Es handelt sich um das niedrigste Ausgangsniveau, das ein Mitglied einer Dyade im Vergleich zu Ausgängen, die ihm in anderen Beziehungen möglich wären (inklusive der Variante, allein zu sein), akzeptiert. In ähnlicher Weise wird auch ein Attraktivitätsmaß postuliert (comparison level) und zum Vergleichsniveau in Beziehung gesetzt. So kann eine Beziehung ihre Anziehung verlieren, aber dennoch infolge der Unmöglichkeit, befriedigendere Beziehungen zu perzipieren und einzugehen, aufrechterhalten werden. Die konkrete Bestimmung solcher Werte bleibt offen. Die Interaktionsabhängigkeit ist ein zentrales Problem der Neurosenforschung. Bei den meisten Neurosenformen ist der Autonomiewert sehr niedrig, die Abhängigkeit vom Partner sehr hoch, und sie wird gleichzeitig in mannigfacher Weise bekämpft. Ein Transfer ist erschwert, aber nicht unmöglich. Ein anderes Beispiel: der Übertragungsprozeß kann als ein Transfer vorübergehender Art betrachtet werden. Ist dieser Transfer geglückt, bleibt der Abhängigkeitswert sehr hoch und erreichen beide Partner der therapeutischen Interaktion hohe Befriedigungswerte, dann sind die Bedingungen für eine schwer auflösbare „unendliche Analyse“ gegeben.

Wie ist aggressives Verhalten in der eben skizzierten Theorie der Objektbeziehung zu lokalisieren? Wir haben zunächst zwei Formen unterschieden: aggressives Verhalten in der definierten Form der Objektbeziehung und aggressives Verhalten in Interaktionen zu Objekten, welche nicht n-Cues oder o-Cues für das Subjekt besitzen. Interaktionen der letzteren Art gibt es außerordentlich viele. Objekte außerhalb der Obj. n-Cue- und der Obj. o-Cue-Mengen können über die Struktur sozialer Organisationen mit dem Subjekt verknüpft sein. Sie sind Mitbürger, Quartierbewohner, Straßenbenutzer, Arbeiter in derselben Fabrik, Stammesangehörige, aber auch Outsider, Feinde, fremde Staatsangehörige usw. Man hat sich kaum mit der Frage beschäftigt, wie sich im subjektiven Erleben des einzelnen Subjekts und in dessen Perspektive solche „Zugehörigkeiten“ widerspiegeln. Sicher gehören zu jeder sozialen Gruppierung, in der sich ein Subjekt als Mitglied fühlt, spezifische, auch wiederum sozial geregelte Interaktionsformen mit unterschiedlicher „innerer“ Beteiligung des Akteurs. Bei den primitiven Gesellschaften treten die Verhältnisse klarer zutage: Neben dem „individuellen Selbst“ (das oft kaum oder gar nicht existiert) gibt es verschiedene Gruppenselbst-Anteile. Jedes Mitglied partizipiert in gleich intensiver Weise an einer Form des „Gruppenselbst“. Dabei kann es innerhalb der sozialen Gruppierungen dieser Gesellschaft große Rangordnungsdifferenzen geben. Die Varianz reicht vom ranggleichen Mitglied bis hin zu bloßen Ausbeutungsobjekten mit fehlender Dominanz, die aber immer noch als „zugehörig“ und als innerhalb der Gruppierung stehend angesehen werden. Diese Interaktionen in den weiteren sozialen Bezügen eines Subjekts scheinen eher nach der Struktur der narzißtischen Objektbeziehung zu verlaufen. Man stößt auch hier wieder auf die vermutete Verwandtschaft von Dominanzbeziehung, narzißtischer Objektbeziehung und Rangordnung in sozialen Strukturen. Insofern jede soziale Struktur dem einzelnen Individuum auch gleichzeitig Schutz, Sicherheit und Geborgenheit bietet (unter Auflage gesellschaftlich festgesetzter Bedingungen), wäre zu überlegen, ob nicht auch Parallelen zur objektalen Beziehung zu ziehen wären.

Die erste Gruppe aggressiver Verhaltensweisen bezieht sich auf Objekte außerhalb der o-Cue- und a-Cue-Grenzen. Zu diesen Formen ist die Ausstoßung eines Objekts zu zählen, die zu einer relativen Gleichgültigkeit dem ausgestoßenen Objekt gegenüber führt. Diese Ausstoßung ist allerdings nur unter gewissen Bedingungen möglich, zu deren wichtigsten ein niedriger Abhängigkeitswert auf seiten des ausstoßenden Subjekts zählt. Im Bezugsrahmen weiterer sozialer Gruppierungen sind

dann wohl noch sozial kodifizierte Interaktionen möglich, sei es in Form einer Dominanzbeziehung oder einer Schutz-Anklammerungs-Beziehung. Eine solche Ausstoßung kann für ein Objekt sehr grausam sein (und wird somit subjektiv als aggressives Verhalten des anderen oder der anderen erlebt). Ausstoßungsreaktionen können auch im Bereich sozialer Strukturen kollektiv vollzogen und gerechtfertigt werden (z. B. bei rassischen Verfolgungen). Die Gleichgültigkeit dem ausgestoßenen Objekt gegenüber kann zur Vernichtung führen, wenn die gesellschaftlichen Normen eine solche Haltung sanktionieren. Das hängt von den Konditionierungstechniken einer sozialen Gruppierung ab, die aggressives Verhalten als wertvoll oder als verachtenswert einstufen. Passagere Beziehungen zwischen gleichgültiger Nichtbeachtung und Vernichtung sind häufig; es wäre an oft langfristig beibehaltenen Ausbeuterbeziehungen zu denken. Man kann schon bei primitiven Völkern beobachten, daß aggressives Verhalten (z. B. Mord) je nach den Gruppengrenzen ganz anders bewertet wird (vgl. z. B. Marlowes Studie an somalischen Stämmen, 1963). Innerhalb jeder Grenze (boundary) wird aggressives Verhalten nur insoweit geduldet, als es keinen unkontrollierten Konflikt in den innerhalb der Grenze definierten sozialen Relationen erzeugt. Über diese erste Gruppe aggressiven Verhaltens, über deren Genese, die verstärkenden Faktoren und die normative Kodifizierung vermag die psychoanalytische Theorie kaum etwas auszusagen, weil sie den Systembereich der von ihr verwendeten Variablen bei einem solchen Versuch überschreiten würde.

Die zweite Gruppe aggressiver Verhaltensweisen wird durch Bedingungen der Interaktion definiert und kann in Begriffen einer psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie beschrieben werden.

Zunächst sind die aggressiven Verhaltensweisen zu umschreiben, die das Objekt in jene Verhaltensposition bringen sollen, die die Ausgänge der Interaktion wieder befriedigend machen und/oder die Interaktionsabhängigkeit verringern. Diese Verhaltensweisen werden in der Sozialpsychologie Machtstrategien genannt. Eine Machtausübung in einer Objektbeziehung ist nicht notwendigerweise konfliktiv, aber ein Konflikt wird durchaus in Kauf genommen. Ob er auftritt oder nicht, hängt von der Bereitschaft des Objekts ab, sich der Machtausübung zu beugen. Beispielsweise kann dies dann der Fall sein, wenn diese Beziehung infolge sehr geringer Autonomie nicht verlassen werden kann. Das Auftreten aggressiven Verhaltens ist ferner an das Verhältnis von gesuchter narzißtischer und objektaler Beziehung gebunden. In beiden Objektrelationen entsteht ein Zustand der Frustration, wenn die Befriedigung

negativ wird (mit dem affektiven Korrelat der Enttäuschung). Ist der Autonomiewert zudem gering, so verstärkt sich demgemäß die Enttäuschung infolge des Gefühls der Aussichtslosigkeit, eine bessere Beziehung zu finden (affektives Korrelat der Hoffnungslosigkeit). Ist nur eine o-Cue-Objektbeziehung da, so erzeugt die Frustration ein Angstsignal. Dieses aktiviert Angst-/Flucht-Programme, die zu Vermeidungsverhalten führen (außer das Objekt könnte aufgegeben werden). In der narzißtischen Objektrelation führt die Frustration zu einem Aggressionssignal und zur Aktivierung von Aggressionsprogrammen. Sind beide Aspekte in einer Objektbeziehung vereinigt (am gleichen Objekt mit o-Cues und n-Cues zentriert), so werden bei einer Nichtbefriedigung der objektalen Beziehung die narzißtischen Wünsche weiterhin auf das Objekt gerichtet. Ist in dieser Hinsicht der Ausgang der Interaktion sehr positiv, so wird das Objekt als n-Cue-Objekt beibehalten werden, sofern das Objekt dies durch seine Verhaltensbereitschaft ermöglicht. Erst bei der Nichtbefriedigung narzißtischer Bedürfnisse wird eine aggressive Frustrationsreaktion auftreten. Wenn auch diese Zusammenhänge in reichlich hypothetischer Form formuliert sind, so weiß man doch aus therapeutischer Erfahrung, daß das Niveau der Autonomie über die Gestaltung des aggressiven Verhaltens entscheidet. Geringe Interaktionsabhängigkeit erleichtert aggressives Verhalten, da die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges hoch ist und deshalb auch positive Verstärkung der Aggression in der Lerngeschichte vorliegen dürfte. Bei den gerade beschriebenen Machtstrategien werden die Cues, die das ausübende Subjekt für das Objekt darbietet, nicht geändert. Es treten lediglich jene kommunikativen Cues hinzu, die eine drohende oder eine wirkliche Machtausübung anzeigen und das Objekt zur Annahme bewegen sollen.

Es gibt ein Gegenstück zu den beschriebenen Machtausübungen: die Ausübung von Strategien der Selbständerung, die passive Machtausübung. Hier wird versucht, durch Änderung der eigenen Cues und der eigenen Verhaltensbereitschaft die Ausgänge der Interaktion für das Objekt befriedigender zu machen mit dem Ziel, das Objekt von einem Abbruch der Beziehung abzubringen. Diese Techniken treten vor allem im Zustand einer großen Objektabhängigkeit auf, die ja mit dem Gefühl, das Objekt um keinen Preis aufgeben zu können, verbunden ist. Um die Systembedingungen für das Auftreten dieser passiven Machtausübung näher zu bestimmen, müßte auch die Wahrnehmung der Zufriedenheit (mit der Interaktion) des Objekts durch das Subjekt eingeführt werden, eine Information, die wohl immer eingeholt, aber nicht

immer bei der Überprüfung des eigenen Wohlbefindens benutzt wird. Hat die passive Machtausübung keinen Erfolg mehr, dann kommt es unweigerlich zu einer disruptiven Krise, die sich mit massiven negativen Emotionen (Ohnmachtsgefühle) ankündigt und ein kontrolliertes Interaktionsverhalten nicht mehr ermöglicht.

Eine letzte, interaktionsbezogene Form der Aggression ist das disruptive Verhalten: die Gewaltanwendung zur Auflösung der Objektbeziehung. Aktive wie passive Machtstrategien haben die Tendenz, sich bei beginnender Erfolglosigkeit zu steigern. Die negativen Erfolgsmeldungen führen zu einem Gefühl der Unerträglichkeit. Wenn die Abhängigkeit vom Objekt gleichzeitig sehr hoch ist, kann die Gefahr groß werden, daß sich aggressive Impulse gegen das Objekt oder das eigene Selbst richten. Die unerträglich gewordenen Interaktionsausgänge werden durch Zerstörung eines oder beider Interaktionspartner beseitigt. Suizid oder Mordphantasien sind die Vorläufer dieser disruptiven Lösungsversuche einer zu konfliktiv gewordenen Objektbeziehung.

Schlußbemerkung

An zwei Modellen wurde zu zeigen versucht, daß gemäß dem gewählten Systembereich und der als relevant gesetzten Variablen des Systems aggressive Phänomene in ganz verschiedener Art und Weise konzeptualisiert werden können. In beiden Fällen wurde das Subjektsystem gewählt. Wenn psychoanalytisches Denken in konsequenter Weise auf das empirische Datenmaterial der psychoanalytischen Therapie angewandt wird, lassen sich Aggressionstheorien entwickeln, die von den bisher gepflegten theoretischen („metapsychologischen“) Ansätzen abweichen und die sich mühelos mit allgemeinspsychologischen, insbesondere sozialpsychologischen und neurophysiologischen Aggressionstheorien integrieren lassen. Die beiden Theorien sind verbal formuliert, immerhin in der Weise, daß sie als Skizzen zu formalisierten Modellen dienen können.

(Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Ulrich Moser, Psychologisches Institut der Universität Zürich — Abt. f. Klinische Psychologie, Schmelzbergstr. 40, CH-8044 Zürich)

Summary

Affect-signal and aggressive behavior: Two models of aggression. — Two systems-theoretical variants of the psychoanalytic theory of aggression are presented. These differ mainly from the traditional metapsychological conception in that they can be easily integrated with general psychological, social psychological, and neurophysiological theories of aggression.

BIBLIOGRAPHIE

- Bandura, A. (1969): Principles of Behavior Modification. New York (Holt, Rinehart & Winston).
- Bem, D. J. (1967): Self-perception: An alternative interpretation of cognitive dissonance phenomena. *Psychol. Review*, 74, 183—200.
- Berkowitz, L. (1969): Aggression, psychological aspects. *Social Sciences*, 1, 168—176.
- Brenner, Ch. (1971): The psychoanalytic concept of aggression. *Int. J. Psycho-Anal.*, 52, 137—144. Deutsche Übers.: Der psychoanalytische Begriff der Aggression. *Psyche* (1971) 25, 417—432.
- Carson, R. C. (1969): Interaction Concepts of Personality. Chicago (Aldine).
- Eisnitz, A. (1969): Narcissistic object choice, self representation. *Int. J. Psycho-Anal.*, 50, 15—26. Deutsche Übers.: Narzißtische Objektwahl. Selbstrepräsentanz. *Psyche* (1969) 23, 419—437.
- Epstein, S. (1967): Toward a unified theory of anxiety. In: Maher, B. A. (Hg.): Progress in Experimental Personality Research, Bd. 4, 2—90. New York (Academic Press).
- Hokanson, J. E. und S. Shetler (1961): Effect of overt aggression on physiological arousal level. *J. of Abnormal and Social Psychology*, 63, 446—448.
- und M. Burgess (1962): The effects of three types of aggression on vascular processes. *J. of Abnormal and Social Psychology*, 64, 446—449.
- und R. Edelman (1966): Effect of three social responses on vascular processes. *J. of Personality and Social Psychology*, 3, 445—447.
- Kaada, B. (1967): Brain mechanism related to aggressive behavior. In: Clemente, C. D. und D. B. Lindsley (Hg.): Aggression and Defense. Forum in medical sciences, 7, 95—133. Univ. of California and Los Angeles.
- Kernberg, O. (1975): Borderline Conditions and Pathological Narcissism. New York (Aronson).
- Kohut, H. (1971): The Analysis of the Self. New York (Int. Univ. Press). Deutsche Übers.: Narzißmus. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1973.
- Marlowe, D. H. (1963): Commitment, contract, group boundaries and conflict. In: Masserman, J. H. (Hg.): Science and Psychoanalysis. Bd. 6: Violence and War, 43—55. New York (Grune and Stratton).
- Michaelis, W. (1976): Verhalten ohne Aggression? Versuch zur Integration der Theorien. Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Mitscherlich, A. (1971): Psychoanalyse und die Aggression großer Gruppen. *Psyche*, 25, 463—475.
- Moser, U., J. von Zeppelin und W. Schneider (1969): Computersimulation of a model of neurotic defense processes. *Int. J. Psycho-Anal.*, 50, 53—64.
- (1970): Computersimulation of a model of neurotic defense processes. *Behavioral Science*, 15, 194—202.
- Piaget, J. (1946): La formation du symbole chez l'enfant. Neuchâtel (Delachaux et Niestlé). Deutsche Übers.: Nachahmung, Spiel und Traum. Stuttgart (Klett) (1969). Bd. 5 der GW. Stuttgart (Klett) 1975.
- (1966): L'image mentale chez l'enfant. Paris (Presses Universitaires de France).
- Schachter, S. (1964): The Interaction of cognitive and physiological determinants of emotional state. In: Berkowitz, L. (Hg.): Advances in Experimental Social Psychology, Bd. 1, 49—80. New York (Academic Press).
- und J. Singer (1962): Cognitive, social and physiological determinants of emotional state. *Psychol. Review*, 69, 379—399.
- Secord, P. F. und C. W. Backman (1965): An interpersonal approach to personality. In: Maher, B. A. (Hg.): Progress in Experimental Personality Research, Bd. 2, 91—125. New York (Academic Press).

258 *Ulrich Moser / Affektsignal und aggressives Verhalten*

- Simonov, P. I. (1970): The Information theory of emotion. In: Arnold, M. (Hg.): *Feeling and Emotions*, 145—149. New York (Academic Press).
- Spiegel, L. A. (1966): Affects in relation to self and object: a model for the derivation of desire, longing, pain, anxiety, humiliation and shame. *Psychoanal. Study Child*, 21, 69—92.
- Thibaut, J. W. und H. H. Kelley (1959): *The Social Psychology of Groups*. New York (Wiley).
- Watzlawick, P., J. H. Beavin und D. D. Jackson (1967): *Pragmatics of Human Communication*. New York (Norton). Deutsche Übers.: *Menschliche Kommunikation*. Bern, Stuttgart, Wien (Huber) 1971.
- Zegans, L. S. (1971): Toward a unified theory of human aggression. *Brit. J. of Medical Psychology*, 44, 355—366.